GENDER OPEN REPOSITORIUM

Hegemonialisierte Weiblichkeit. Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne

Heyde, Judith von der

2019

https://doi.org/10.25595/3888

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Heyde, Judith von der: *Hegemonialisierte Weiblichkeit. Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne*, in: FZG (FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien), Jg. 25 (2019) Nr: 1, 65–82. DOI: https://doi.org/10.25595/3888.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.04

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 25: 65-82

Judith von der Heyde

Hegemonialisierte Weiblichkeit

Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne

Zusammenfassung: Dieser Beitrag geht der Frage nach, ob das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (1999) auf Weiblichkeit anwendbar ist. Eine praxistheoretische Herangehensweise an Geschlecht und Hegemonie kann dabei ihr Verhältnis zueinander analysierbar machen. Weiblichkeit ist nicht hegemonial, aber sie kann sich hegemonialisieren, wenn Frauen hegemoniale Praktiken anwenden und diese mit ihrer Weiblichkeitspraxis vereinbar sind. Das ist vor allem dann möglich, wenn der Kontext, in dem sie handeln, ein von Hegemonie geprägter ist. Bezugnehmend auf eine ethnographische Studie, die zwei Frauen in einer sonst aus männlichen Mitgliedern bestehenden Gruppe von Fußballfans fokussiert, wird dieser Beitrag die hegemonialisierte Weiblichkeit theoretisieren.

Schlagwörter: doing gender; Praxistheorie; Geschlechterverhältnis; hegemoniale Männlichkeit; Weiblichkeit.

Hegemonized Femininity – Conceptualizing Femininity in a Male Domain

Abstract: This article examines whether Connell's concept of hegemonic masculinity (1999) is applicable to femininity. A Practice theoretical approach to gender and hegemony can make the relationship between gender and hegemony analyzable. Femininity is not hegemonic, but it can hegemonize if women use hegemonic practices that are compatible with their femininity practices. This is especially possible if the context in which they act is one of hegemony. Referring to an ethnographic study focusing on two women in an otherwise all-male group of footballfans, this article will theorize hegemonized femininity.

Keywords: doing gender; Practice Theory; Gender relation; Hegemonic Masculinity; Womanhood.

Einleitung

Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat Connell (1999) eine Möglichkeit entwickelt, Männlichkeiten gesellschaftsrelevant zu differenzieren. Zwar lässt sich mit Meuser auch von einem Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit sprechen, denn hegemoniale Männlichkeit ist als „historisch-bewegliche Relation" zu verstehen (Meuser 2010; vgl. Connell 1999). Dennoch wird das theoretische Konzept selbst noch immer rezipiert und genutzt (vgl. Meuser 2010). Obwohl Geschlechtlichkeit immer relational gedacht wird, liegt ein ähnliches Konzept für Weiblichkeiten und/oder Frau-Sein bisher interessanter Weise nicht vor. „We consider that research on hegemonic masculinity now needs to give much closer attention to the practices of women and to the

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.04

historical interplay of femininities and masculinities“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848). Das Zitat von Connell und Messerschmidt ernstnehmend, möchte ich in diesem Beitrag mithilfe eines empirischen Blicks auf Fußball und seine Fans, als eine sogenannte Männerdomäne und den Frauen, also den weiblichen Fans in dieser, diskutieren, welche Möglichkeiten das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit selbst für die Konzeption von Weiblichkeit(en) bietet, und darstellen, dass sich Weiblichkeit intrageschlechtlich differenziert und hierarchisiert.

Fußball und seine Fankulturen lassen sich vor allem im europäischen Diskurs als Ort männlicher Praxis verstehen (vgl. Pfister et al. 2001; Sülzle 2011; von der Heyde 2018a)[1], obwohl Frauen selbst Teil davon waren, in dem sie ebenfalls als Zuschauerinnen und Fans zu den Fußballspielen gehen und am Geschehen interessiert waren und sind (vgl. Selmer 2004). Das hat nicht zuletzt auch mit einem tradierten Bild von verräumlichter Geschlechtlichkeit (vgl. Yüksel 2017) zu tun, wenn Frauen gesellschaftlich eher das Innen resp. das Private, also das Häusliche zugeordnet wird, Männern hingegen die Öffentlichkeit (vgl. Lefebvre 1991) und damit verbundene Zugänge zu freizeitlichen Aktivitäten (vgl. Pope 2012). Fußball, auch Fußballfankultur, kann also als Geltungsbereich männlicher Herrschaft (Bourdieu 1997) oder einer männlichen Hegemonie (Connell 1999; Hearn 2013) gesehen werden. Die Betrachtung der Frauen, die dennoch Teil dieser Männerdomäne sind, und das ist zentral für diesen Aufsatz, kann dazu beitragen, Weiblichkeit nicht nur intrageschlechtlich auszudifferenzieren, sondern ebenfalls die Relationalität von Weiblichkeit und Männlichkeit weiter auszuformulieren. Dabei wird sichtbar, welche Bedeutung Weiblichkeit für Männlichkeit hat und umgekehrt und wie genau sich Geschlecht innerhalb männlicher Herrschaft konstruiert.

Mithilfe eines praxistheoretischen Blicks auf Geschlecht mache ich im Folgenden deutlich, wie Weiblichkeit im Verhältnis zu einer hegemonialen Ordnung von Männlichkeit gedacht werden kann, ohne sie bloß als bedeutsames Anderes oder das betonte Gegenüber zu begreifen. Dafür werde ich das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell skizzieren. Darauffolgend möchte ich den hier genutzten Begriff von Praxis einführen und ihn für die Geschlechterforschung nutzbar machen. Anschließend werde ich anhand der Ergebnisse aus meiner ethnographischen Forschung diskutieren, ob das Konzept Hegemonialer Männlichkeit für Geschlechterpraktiken insbesondere Weiblichkeitspraxis denkbar und konzeptionierbar ist.

Hegemoniale Männlichkeit und Weiblichkeit

Das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell (u.a. 1999) ist eines der meistgenutzten Theorieangebote, um Männlichkeit zu fassen. Der Terminus der Hegemonie geht auf Gramsci zurück und „bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell 1999: 98). Bedeutsam dabei ist die Akzeptanz der Hegemonie durch die Beherrschten bzw. untergeordneten Gruppen, die auch dadurch entsteht, dass die hegemoniale Gruppe

Zugeständnisse macht und die eigenen Ideen als allgemeingültig transportiert (vgl. Demirović 2008).

Basales Moment der Hegemonialen Männlichkeit ist die intrageschlechtliche Hierarchie verschiedener nach Wertigkeiten gestaffelter Männlichkeiten, die sowohl auf körperlicher, interaktionistischer Ebene als auch auf struktureller Ebene entsteht und wirksam wird (vgl. Connell 1999: 92). Das Konzept verweist auf eine intersektionale Ordnung, denn der Anteil an der männlichen Hegemonie nimmt je nach Intersektion ab: Die Privilegien sind an Weiß-, Heterosexuell- und Gutsituiert-Sein gebunden. Alle unterstehenden Männlichkeiten messen sich daran und werden dementsprechend diskriminiert. Die komplizenhafte Männlichkeit ist von den wenigsten Intersektionen betroffen und daher weniger diskriminierungserfahren als die marginalisierte und die untergeordnete Männlichkeit. Bei Connell sind dies men of color und nicht heterosexuelle Männer. Diese Marginalisierung und Unterordnung kann aber, so meine Annahme, kontextabhängig variieren, changiert aber stets innerhalb der gesellschaftlichen Privilegienherrschaft (weiß, heterosexuell und gutsituiert). Hegemonie und die ihr anhängigen Unterordnungen sind insofern kontextabhängig, als dass je nach Gruppe und geforderten Praktiken und Handlungsfeldern andere Männlichkeitspraxen anerkannt werden und gefordert sind (um den jeweiligen Kontext, hier die Männerdomäne Fußballfans) aufrecht zu erhalten. Dennoch profitieren alle Männlichkeiten von ihrer Geschlechtszugehörigkeit und der Hegemonie der Männlichkeit. Neben der intrageschlechtlichen Hierarchisierung legitimiert die hegemoniale Männlichkeit die dominante Position von Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit und festigt diese[2]. Letzterer bleibt nur eine untergeordnete Position, die als Gegenpart zur Männlichkeit deren Vorherrschaft bestätigt und betont. Diese „emphasized femininity" (Connell 1987) ist bedeutsam für die männliche Dominanz. Sie betont das Geschlechterverhältnis und verweist auf die strukturelle Determination von Zweigeschlechtlichkeit, dabei wird sie jedoch von Männlichkeit aus gedacht. Somit bleibt Weiblichkeit randständig und untergeordnet. Während Männlichkeiten über Zugänge zu Macht – insbesondere ökonomischer Macht – hierarchisiert sind (uns zwar als hegemoniale, komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeit), gibt es nach diesem Schema keine Weiblichkeiten, die hegemonial gedacht werden können. „All forms of femininity in this society are constructed in the context of the overall subordination of women to men. For this reason, there is no femininity that holds among women the position held by hegemonic masculinity among men" (Schippers 2007: 187).

Eine zentrale Figur in der Argumentation von Connell ist die patriarchale Dividende. Aufgrund vergeschlechtlichter Arbeitsteilungen, der Produktionsbeziehungen und der damit verbundenen wirtschaftlichen Konsequenzen ist Kapital in der Gesellschaft ungleich zwischen Männern und Frauen verteilt. „Ein kapitalistisches Wirtschaftssystem, das aufgrund geschlechtlicher Arbeitsteilung funktioniert, bringt zwangsläufig auch einen geschlechtsbezogenen Akkumulationsprozess mit sich" (Connell 1999: 95). Die Verteilung von Kapital und die damit verbundenen beruflichen Positionen und Eigentümer sind damit „Teil der sozialen Konstruktion von Männlichkeit" (ebd.). Männer profitieren

qua ihrer Geschlechtszugehörigkeit von dieser Dividende. Die wenigsten Männer gehören der hegemonialen Männlichkeit an, aber als Männlichkeitsmuster ist sie geschlechtsbestimmend. Die komplizenhafte Männlichkeit kommt der hegemonialen am nächsten, sie profitiert am stärksten von der Vorherrschaft von Männlichkeit, weil sie am meisten von der patriarchalen Dividende profitiert. Mit der Figur der patriarchalen Dividende macht Connell sichtbar, welche Bedeutung Gender als Differenzlinie hat. Sie liegt quer zu den anderen und ist immer mit diesen verflochten. Weiblichkeit kommt also zunächst nur die Rolle zu, Männlichkeit in ihrer Hegemonie zu stützen; wie ihr Verhältnis zur patriarchalen Dividende ist, bleibt damit noch unklar. Hegemonie selbst ist immer zunächst mit Männlichkeit verbunden.

Ich gehe nun davon aus, dass auch Weiblichkeit in sich differenziert und heterogen ist und es nicht bloß eine Form von Weiblichkeit gibt, die eine untergeordnete Gechlechtlichkeit darstellt. Im Konzept der hegemonialen Männlichkeit verbleibt Weiblichkeit immer als relational zu Männlichkeit. Das ist insofern problematisch, als dass undenkbar bleibt, dass Weiblichkeit(en) überhaupt Ergebnisse von vergeschlechtlichten Praktiken ist(sind) und somit auch unabhängig von Konzeptionen von Männlichkeit(en) gedacht werden können. Wobei hier nicht gemeint ist, dass Weiblichkeit und Männlichkeit ohne einander existieren, lediglich, dass die Fokussierung auf Männlichkeit und seine Ausdifferenzierung Weiblichkeit schon qua Theorie diskiminiert. In welcher Form sich auch Weiblichkeiten ausdifferenzieren und wie diese in ein Konzept passen, das bereits intersektional zumindest Männlichkeit beschreiben kann und deutlich macht, dass Männlichkeit elementar von der kapitalistischen Ordnung abhängt, wird im Folgenden zu bearbeiten sein. Gleichzeitig bleibt zu fragen, inwiefern sich auch hier Hegemonien, Herrschaftsverhältnisse oder Unterordnungen finden lassen. Von *hegemonic femininity* selbst wird zumeist dann gesprochen, wenn von einer vorherrschenden, gebotenen und idealisierten Weiblichkeit die Rede ist (vgl. z.B. Krane 2001; Marwick 2010). Das Konzept wird also eher additiv zur Hegemonialen Männlichkeit verwendet, ohne einen Zusammenhang oder ein Verhältnis analytisch fruchtbar zu machen. Problematischerweise wird bei der Frage danach, ob hegemoniale Weiblichkeit konzeptionierbar ist, zu häufig Geschlecht als starre Kategorie gedacht. Sichtweisen, die danach fragen, ob hegemoniale Weiblichkeiten sich Praxen hegemonialer Männlichkeit aneignen (vgl. Stückler 2013) oder ‚männliche' Praxen ‚beiden' Geschlechtern zur Verfügung stehen (vgl. Grenz 2018), verweisen darauf, dass Männlichkeit/Männer und Weiblichkeit/Frauen nicht konstruktivistisch prozesshaft verstanden werden, sondern als feste Kategorien, die zum einen eine bestimmte Eindeutigkeit aufweisen und zum anderen als bereits fertige vorhandene Schablonen übernommen werden können.

Einige Studien zur Differenzierung von Weiblichkeiten liegen bisher vor. Schippers verweist auf die Studie von Pyke und Johnson (2003), in der die Forscher*innen das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nutzen, um ihre Ergebnisse zur Weiblichkeiten von asia-amerikanischen Frauen zu theoretisieren. Sie rekonstruieren „white women as hegemonic femininity and those attributed to Asian women as a subordinated femininity" (Schippers 2007: 88).

Problematisch an dieser eindimensionalen Hierarchisierung ist, dass dadurch der Blick auf Hierarchisierungen innerhalb der Differenzlinien Gender, Race oder Class versperrt ist. Diese werden selbst zu Kategorien und dadurch feststehende und geschlossene Konzepte. Darüber hinaus lässt sich durch diese eindimensionale Kategorisierung nicht herausarbeiten, inwiefern Männlichkeit davon profitiert oder welchen Einfluss dies auf das Geschlechterverhältnis hat (vgl. Schippers 2007: 89). Darüber hinaus ist hier ebenso wie bei Connell unklar, ob die benannte Hegemonie kontextuell variieren kann, es scheint eine etwas unbestimmte Allgemeingültigkeit von Hegemonie vorzuliegen.

Auch in der Studie von Ussher (1997) wird Weiblichkeit intern kategorisiert. Zwar hat Ussher dabei zunächst keine Machtstrukturen im Blick, sondern rekonstruiert nur die Ausgestaltung von Frau-Sein. Dennoch kann sie zeigen, dass Weiblichkeiten relational zu Männlichkeiten sind, genauso wie sie sich intrageschlechtlich differenzieren. Ussher rekonstruiert vier verschiedene Performanzen von Weiblichkeit. Das *being girl* ist die archetypische Performanz von Weiblichkeit, „when a woman wants to be rather than merely do femininity" (Ussher 1997: 445). Im Gegensatz dazu ist das „doing girl" (ebd.) eher eine aktive Maskerade, die Frauen reflexhaft nutzen, um sich geschlechtszugehörig zu präsentieren. Dabei wissen sie aber stets, dass es „playing a part" (Ussher 1997: 450) ist. „Resisting girl" wird angewandt, um Teilaspekte traditioneller Weiblichkeit abzulehnen, aber dennoch weiterhin weibliche Praktiken zur Verfügung zu haben, um Frau zu bleiben (vgl. Ussher 1997: 455). Die vierte Form der Performanz ist die „subverting femininity". Sie ist beschrieben als „knowingly play with gender as a performance, twisting, imitating and parodying traditional scripts of (or indeed masculinity) in a very public, polished display" (Ussher 1997: 458). Ussher hat die Performanzen von Frauen im Blick, arbeitet dabei aber keine Hierarchisierungen oder Hegemonien heraus.

Die beiden Beispiele von Pyke/Johnson (2003) und Ussher (1997) zeigen jeweils mit verschiedenen Zugängen, dass Weiblichkeiten intrageschlechtlich differenziert sind. Beide können aber nicht deutlich machen, wie Weiblichkeiten machtvoll oder gar hierarchisch geordnet sind und wie sie sich zu Männlichkeit(en) verhalten. Zum einen werden verschiedene Differenzlinien zu starr als Kategorien verwendet, wodurch die eigentlichen Herstellungsmechanismen von Hierarchie oder auch Hegemonie nicht in den Blick geraten können. Zum andern verbleibt z.B. Ussher zu sehr innerhalb der Kategorie Weiblichkeit und kann daher nicht explizieren, welche Rolle sie innerhalb der zweigeschlechtlichen Ordnung innehat bzw. haben kann. Diese Desiderata möchte ich in diesem Beitrag aufgreifen und im Folgenden analytisch betrachten, wie Weiblichkeit hegemonial und insbesondere wie sie relational zu einer hegemonialen Ordnung von Männlichkeit gedacht werden kann, ohne sie bloß als bedeutsames Anderes zu begreifen. Dafür nehme ich den Herstellungsprozess selbst in den Blick, um direkt beim Entstehen von Geschlechtlichkeit ebenfalls die Konstruktion von Hierarchie oder gar Hegemonie beschreiben zu können. Die Frauen im Sample meiner Studie sind Teil einer sogenannten Männerdomäne und müssen sich zu einer männlichen Herrschaft verhalten. Der Blick auf ihre Praktiken ermöglicht es, sowohl die Relationalität von Geschlecht(lichkeit) selbst als auch ihr Verhält-

nis zu Hegemonie zu rekonstruieren und herauszuarbeiten, ob es vielleicht eine Feldspezifik von Hegemonie (vgl. Scholz 2010) geben kann.

Praxistheoretischer Blick auf Geschlecht

Inwiefern auch Weiblichkeitskonstruktionen als hegemonial denkbar sind, möchte ich mithilfe eines spezifischen Blicks auf Geschlecht verfolgen. Ich gehe davon aus, dass Geschlecht als Praxis sichtbar werden kann, wenn wir uns die Praktiken einzelner Akteur*innen anschauen. Insbesondere in Männerdomänen bleibt Geschlechtlichkeit das fraglos Gegebene (Meuser 2006). Angelehnt an das Konzept des *doing gender* von West/Zimmermann (1987) und die ethnomethodologischen Überlegungen von Garfinkel (1967) zu Geschlecht, möchte ich die These dieser beiden theoretischen Ausgangspunkte, dass Geschlecht seinen Ursprung in der Interaktion hat, radikalisieren und im Folgenden die einzelnen Teile des Tuns in den Blick nehmen, um an die kleinsten Teile dieses Tuns, nämlich Praktiken, anknüpfen zu können. Der Fokus auf Praktiken und deren Deskription bietet die Möglichkeiten, zu rekonstruieren, wann wie und wo Männlichkeit und Weiblichkeit entstehen, warum und wie sie bedeutsam werden und insbesondere, an welche anderen Praktiken sie gebunden sind. Dadurch kann ich aufzeigen, wie sich Hegemonie – als Ergebnis hegemonialer Praxis – mit Geschlecht verbindet, sodass der Herstellungsprozess hegemonialer Weiblichkeit(en) nachvollziehbar werden kann.

Die Grundlage meiner Überlegungen bildet ein spezifisches Konzept von Praxisordnung. Ich gehe davon aus, dass Praktiken die kleinste Einheit sozialer Ordnung darstellen. Praktiken liegen immer außen und sind deshalb sind erfahr- und erkennbar und bilden das Grundgerüst aller Interaktion. Sie sind erkenn- und verstehbar und verweisen auf bestimmte Wissensbestände, ohne dass man diese bewusst abrufen müsste. Praktiken sind eine „körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen“ (Reckwitz 2003: 290) und sind „stets von innen und außen interpretierbar und gleichzeitig unmittelbar verstehbar“ (von der Heyde 2018a: 46). Praktiken stehen nie allein, sondern verbinden sich mittels Praxiswissen mit anderen Praktiken. Das Ergebnis ist Praxis. Diese wiederum kann sich aufgrund der Beschaffenheit von Praktiken ebenfalls mit anderen Praxen verbinden. So bilden sich Praxisnetzwerke. Die größte Einheit dieser Ordnung ist der Praxiskomplex.[3] Im Hinblick auf Gender kann beim Praxiskomplex vom *doing gender* gesprochen werden. Denn erst wenn bestimmte Praktiken ganz spezifisch zusammen verkörpert werden, werden sie als vergeschlechtlicht sichtbar und derart überhaupt gedeutet. Ich möchte den Praxisbegriff hier grundlegender definieren als Connell. Bei ihr sind soziale Praxen kollektive Muster, die eng in Verbindung stehen mit Mustern struktureller Ordnung. Daher ist ihr Konzept von Praxis, auch in ihrem Verständnis von *doing gender*, nicht auf die individuelle Ebene der Praktiken übertragbar. Für die Forschung kann aber der Fokus auf Praktiken hilfreich sein, weil diese ein Beobachtungsschema darstellen, „das formale Muster, ways of doing, identifiziert“ (Hirschauer 2014: 60). Dadurch werden Geschlecht und Geschlechtlichkeit nicht zunächst gesucht und

gefunden – was die Gefahr der Reifizierung in sich birgt (vgl. Degele/Schirmer 2004) – sondern „das Beobachten und Theoretisieren von Praktiken kann […] zeigen, wie im *doing* Sinn liegt und wie dadurch Wirklichkeit konstruiert wird" (von der Heyde 2018a: 47). Dadurch lässt sich rekonstruieren wie, womit und in welchen Relationen Geschlecht hergestellt wird.

Davon ausgehend, dass Weiblichkeit nicht nur ausdifferenzierbar ist, sondern dass diese verschiedenen Weiblichkeiten vielleicht auch hierarchisiert sind und sich zu Männlichkeiten relational verhalten (müssen), kann der Fokus auf Praktiken den Blick auf die kleinen sozialen Einheiten legen, in denen die Weichen für ebensolche Verhältnisse und Differenzierungen gestellt werden. Dafür muss zunächst die strukturelle Ebene hegemonialer Männlichkeit ausgeklammert werden, sie wird sonst zu deterministisch an die Daten angelegt. Erst nachdem Weiblichkeit und ihre praktische Herstellung rekonstruiert wurden, können wir uns wieder den Konzepten von Hegemonie und hegemonialer Männlichkeit widmen. Um auch hier Reifizierung von Hegemonie, und insbesondere in der Verknüpfung von Hegemonie und Männlichkeit, zu vermeiden, muss diese vom Entstehungsprozess aus gedacht werden. Hegemonie als Praxis zu begreifen und den Prozess dieser Herstellung in den analytischen Mittelpunkt zu stellen, bietet die Möglichkeit, Hegemonie erst *mit* dem Entstehen von Gender in den Fokus zu nehmen. Dadurch können die Praktiken der hegemonialen Gruppe genauso im Entstehen rekonstruiert werden, wie diejenigen der beherrschten Gruppe. Erst dadurch ist es möglich Hegemonie als solche – losgelöst von Männlichkeit – zu beschreiben und zu verstehen. Denn analytisch gewendet kann dadurch eine Konzentration auf Sozialität aus Sicht von Praktiken, als Konstrukteurinnen von Hegemonie und Geschlecht resp. Zweigeschlechtlichkeit Hinweise darauf geben, wie Hegemonie entsteht und wie sie sich mit Geschlechtlichkeit verknüpft und umgekehrt, wie Männlichkeit und Weiblichkeit entstehen und wie diese mit Hegemonie zusammenhängen könnten.

Weiblichkeit und kontextabhängige Hegemonie

Die Ausführungen dieses Beitrags bauen auf meine Dissertationsstudie auf (von der Heyde 2018a), für welche eine Gruppe junger Fußballfans, sogenannte Ultras[4], die zum Erhebungszeitraum mehrheitlich aus männlichen Mitgliedern bestand, 13 Monate lang begleitet wurde. Ausgangspunkt der ethnographischen Beobachtungen waren zwei weibliche Mitglieder der Gruppe und die Rekonstruktion ihrer Praktiken sowie die eigenen Praktiken der Forscherin selbst im Feld. Das Datenmaterial, das für die Studie berücksichtigt wurde, umfasst 23 ethnographische Protokolle (vgl. Breidenstein et al. 2013) und zwei problemzentrierte Interviews, wobei die gesamte Beobachtungszeit inklusive der ethnographischen Erfahrungen in die Auswertung dieser Daten eingeflossen ist. Mithilfe der Grounded Theory Methodology nach Strauß und Corbin (1996) wurde das Material iterativ offen und axial kodiert. Am Ende des Kodierprozesses konnte eine Grounded Theory des *doing female ultra* herausgearbeitet werden. Ein

Moment dieses *doing female ultra* ist eine besondere Praxis von Weiblichkeit, die ich in der Arbeit als hegemonialisierende Weiblichkeit[5] kategorisiert habe.

Im Rahmen besagter Dissertation konnte ich in Ansätzen zeigen, dass die Weiblichkeitskonstruktionen der weiblichen Ultras in ihrer Gruppe auf intrageschlechtliche Differenzierungen und Hierarchien verweisen, welche sich als relational zu Zweigeschlechtlichkeit und Männlichkeit beschreiben lassen (vgl. von der Heyde 2018a). Dies möchte ich im Folgenden weiter ausführen. Dafür nutze ich verschiedene Materialauszüge zur Illustration meiner theoretischen Überlegungen.[6] Das in diesem Beitrag genutzte Datenmaterial besteht aus Auszügen ethnographischer Protokolle und Interviewpassagen, beide Datengattungen werden hier genutzt, um meine theoretischen Schlussfolgerungen zur hegemonialisierenden vergeschlechtlichten Praxis zu erläutern. Dabei bilden die Interviewpassagen keine Praktiken jenseits der Sprechpraxis ab, sie verweisen aber auf das Handeln der jungen Frauen und unterstreichen meine Beobachtungen ihrer und meiner Praxis im Feld. In die Interpretationen für diesen Beitrag fließen ebenfalls Ergebnisse und weiterführende Überlegungen der Dissertation ein.

Weiblichkeitspraxis in der Ultrakultur

Die Praxis der jungen Frauen innerhalb der Männerdomäne Ultrakultur zeichnet sich durch ein *doing female ultra*[7] (von der Heyde 2018a) aus. Für die jungen Frauen bietet ein *doing ultra* den Kontext (vgl. Strauß/Corbin 1996), in dem sie handeln, also auch den Kontext, in dem sie ihre Geschlechtszugehörigkeit praktizieren. Dabei ist nicht von einem Nacheinander, sondern von einer reziproken Gleichzeitigkeit auszugehen. Das erklärt sich mit Bezug auf Praktiken, welche sich immer verbinden und in Zeit und Raum stehen, zugleich sind sie aber auch davon abhängig und können selbst nicht gleichzeitig hervorgebracht werden, dennoch ist in der vollzogenen Wirklichkeit vieles gleichzeitig erkenn- und erfahrbar: Die Frauen sind als solche und als Ultras sichtbar (und je nach Kontext auch als Studentinnen, Schülerinnen o.ä.). Praktiken sind also verschiedentlich erkenn- und deutbar und daher gleichzeitig für verschiedene Deutungen sinnvoll. Es ist demnach davon auszugehen, dass es Praktiken und vor allem Praxisnetzwerke geben muss, die beides können: Weiblichkeit und Ultrakultur hervorbringen. Diese kontextabhängige Gleichzeitigkeit des hervorgebrachten Sinns kann als *Praxisarrangements* rekonstruiert werden (vgl. von der Heyde 2018a). Denn die jungen Frauen sind nicht Frauen und Ultras, sondern sie sind weibliche Ultras, sie arrangieren Weiblichkeitspraxis mit Ultrapraxis und bringen dadurch mehr als ‚nur' Geschlechtszugehörigkeit oder Ultra-Sein hervor.

Demnach konstituiert sich Geschlecht kontextabhängig, sodass auch die Ausdifferenzierung von Weiblichkeiten innerhalb des Kontexts gesehen werden muss. Das *doing ultra* bietet zunächst allen Mitgliedern die Möglichkeit, sich als Ultra zu verkörpern. Eine hegemoniale Differenzierungspraxis beispielsweise gehört zu einem *doing ultra* dazu. Sie setzt sich aus Praktiken zusammen, welche die Ultras von anderen Fußballfans differenzieren und sich diesen gegen-

über hegemonialisieren, wenn sie zum Beispiel andere Fans als ‚Menschenmüll' bezeichnen (vgl. von der Heyde 2018a: 196). Gleichzeitig wird ihnen ebenfalls von anderen Fans eine gewisse Vormachtstellung und Hegemonie im Stadion zugestanden (vgl. Winands 2015). Diese Möglichkeit der hegemonialen Differenzierung gibt es für die weiblichen Mitglieder genauso.

> *Während wir gemeinsam zum Stadion gehen, versuchen Alice, Kati und ich relativ weit vorn zu gehen, man will den Anschluss an die Ultras halten und nicht zwischen den Normalos gehen. Kati sagt mehrmals, dass sie den Asi-Faktor der Gruppe extrem finde. Alice stimmt ihr zu und meint, sie fände die Stimmung extrem anstrengend und echt asozial. (Protokollauszug; von der Heyde 2018: 197)*

Die beiden Frauen zeigen hier eine Hierarchisierungspraxis gegenüber den anderen Fans. Die „Normalos" werden hier als „asozial" betitelt, gleichzeitig legitimieren sie hier ihren Anschluss an die Ultragruppe. Die Ultras in dieser Gruppe wollen nicht mit anderen Fans zusammen wahrgenommen werden. Ihnen ist der Diskurs um Fußballfans als laute, grölende randalierende Horde (vgl. Kathöfer/Kotthaus 2013) durchaus bewusst. Davon wollen sie sich distanzieren und gleichzeitig ihre Sonderstellung innerhalb der Fanszene festigen. Solches Praxiswissen von Ultras lässt auch die weiblichen Mitglieder partizipieren.[8]

Intrageschlechtlich lassen sich ähnliche Praktiken ausmachen. Die Praktiken für das *doing ultra*, hier die Hierarchisierung, beziehen sich ebenfalls auf Praktiken ihres *doing gender*. Die weiblichen Ultras konstruieren andere Weiblichkeiten, indem sie sich hegemonial von ihnen differenzieren. Zu solchen *peripheren Weiblichkeiten* gehören Frauen, die es nicht schaffen, angemessen Ultra zu sein und solche, die Weiblichkeitspraxen an den Tag legen, die auch jenseits des Kontexts der Ultrakultur nicht als angemessene Weiblichkeit verhandelt werden. Peripher sind diese Weiblichkeiten, weil sie erstens in der Ultragruppe keine Anerkennung erfahren und auch keine Mitglieder werden können und zweitens, weil sie den weiblichen Ultras dazu dienen, sich selbst als kompetente Ultras zu konstruieren.

> *Doch es gibt schon in regelmäßigen Abständen Mädchen, die so Mädchenmädchen sind. Wie soll man das jetzt sagen? Also die so also Mädchenmädchen ist für mich so übertrieben. (Interview_Alice; von der Heyde 2018: 267)*

> *Das zeige auch ein bisschen das Problem mit dieser Sorte Mädchen. Mal sind sie da, mal sind sie weg. (Protokollauszug)*

Sogenannte „Mädchenmädchen" verkörpern für Alice eine periphere Weiblichkeit, die nicht kompatibel ist mit Ultrakultur und immer gefährlich nah zwischen Stereotypen wie ‚Tussie' oder ‚Schlampe' changiert. Diese Weiblichkeiten haben keine Möglichkeit, Ultrakultur adäquat zu verkörpern, weil die Praktiken, die für diese Weiblichkeit nötig sind, nicht mit einem *doing ultra* kompatibel sind. Das wird besonders deutlich, wenn Alice weiter über diese Mädchen sagt:

> *Das fängt schon an, wenn du zum Bahnhof kommst, fallen diese Mädchen auf, aufgrund dessen, dass sie nicht einen Rucksack […] bei sich tragen, sondern eine Handtasche. Wo man denkt: Gut, das kann man machen, wenn man unterwegs ist, nach [Stadt]. Aber auch nach [Stadt] könnte man sich vielleicht noch ne große Wasserflasche mitnehmen, also das ist ja ein klein bisschen schlecht.* (Interview_Alice; von der Heyde 2018: 267)

Diese Frauen, die der peripheren Weiblichkeit zuzuordnen sind, verhalten sich nicht ultrakompetent. Dadurch repräsentieren sie für Alice eine anderen Weiblichkeit, sie dienen ihr hier zum Vergleich mit sich selbst, denn sie weiß, dass zu Auswärtsfahrten bestimmte Artefakte gehören. Die peripheren Weiblichkeiten verkörpern eine solche kompetente Praxis nicht. Darüber hinaus lassen sich auch Frauen als peripher bezeichnen, die einer solchen, von Alice sehr stereotyp skizzierten, Weiblichkeit gänzlich entgegenstehen. Auch sie dienen den weiblichen Ultras dazu, die eigene Weiblichkeit herzustellen.

> *Während wir zu dritt herumstehen, gucken Kati und Alice gleichzeitig Richtung Eingang bzw. Sicherheitskontrolle. Ich folge ihrem Blick: Dort steht eine große Frau mit blond gefärbten Haaren und einem Zopf. Unter diesem Zopf erkennt man, dass die untere Seite der Haare schwarz gefärbt sind. Sie trägt einen Lonsdale Pullover, eine Jeans und Turnschuhe. Alice sagt: „Was soll man von solchen Frauen halten?" Kati: „Die hat ein Kind, Mann! das arme Kind. […] boah, guck sie dir an, voll das Mannsweib." Alice: „Nee, ehrlich mal Judith, was hältst du von solchen Frauen? Die sind doch seltsam oder übel, oder erschreckend..." Ich: „Meinst du das jetzt aufgrund ihrer Kleidung oder ihrer allgemeinen äußeren Erscheinung?" Alice: „Es ist wohl eher eine Kombination aus beidem."* (Protokollauszug)

Die weiblichen Ultras nutzen die periphere Weiblichkeit des „Mannsweibs" hier, um sich selbst davon zu unterscheiden und sich gegenseitig zu vergewissern, dass sie beide selbst nicht so sind. Diese aktive gemeinsame Differenzierung kann hier als hegemonialisierende Praxis gelesen werden. Das Mannsweib und das Mädchenmädchen sind somit zwei Pole der peripheren Weiblichkeit.

Patriarchale Dividende vs. Feminitätsbürde

Die weiblichen Ultras hierarchisieren sich nicht nur intrageschlechtlich, sie positionieren sich hier ebenfalls gegen eine *emphasized femininity*. Eine Weiblichkeit, die nur dafür existiert, die Hegemonie der Männer (vgl. Hearn 2013) oder auch die hegemoniale Männlichkeit zu stützen. Die Ultras selbst nutzen Differenzierungspraktiken mithilfe der Konstruktion peripherer Weiblichkeiten, indem sie auch bestehende Weiblichkeitsdiskurse oder Gendergebote (vgl. von der Heyde 2018a; Degele 2004) nutzen, um andere Weiblichkeiten am Beispiel anderer Frauen zu differenzieren (z.B. das Mannsweib). Gleichzeitig hegemonialisieren sie dadurch Weiblichkeit, indem sie die Hegemonialisierungspraxis des Kontexts der Ultrakultur nutzen, um ihre eigene Weiblichkeit herauszustellen.

Hierbei berufen sie sich stets auf die eigene Kompetenz Ultra verkörpern zu können.

Währenddessen verweist diese Konstruktion peripherer Weiblichkeit darauf, dass Weiblichkeitspraxis auch (kontextabhängige) Stolpersteine und Gefahren birgt, weil sie sich zu Männlichkeit verhalten, da sie sich in einem Kontinuum von Weiblichkeit bewegen bzw. dieses präsentieren. Hier wird ein spezifischer Mechanismus sichtbar, der diametral zur hegemonialen Männlichkeit funktioniert. Diesen Mechanismus nenne ich *Feminitätsbürde.* Diese funktioniert folgendermaßen: Wenn alle Männer allein qua Geschlechtszugehörigkeit mehr oder weniger von der patriarchalen Dividende profitieren, werden alle Frauen von einer solchen Feminitätsbürde mal mehr, mal weniger berührt bzw. in Mitleidenschaft gezogen. Die Frauen in dieser Gruppe nutzen diesen Mechanismus für sich und verhalten sich dazu, dass Männlichkeit hier die Norm darstellt. Sie schaffen es, an der Männerdomäne teilzuhaben, indem sie sich kontextbezogen kompetent verkörpern. Dazu gehört auch die Konstruktion peripherer Weiblichkeiten. Im Kontext der Männerdomäne profitieren die jungen Frauen von der vorherrschenden Ultrapraxis: Für die Frauen ist die Hegemonie als Praxis – also die Hegemonialisierung – zunächst zugänglich, weil sie kontextabhängig gefordert ist und sie zu Ultras macht. Diese Praxis der Frauen zeigt ebenfalls auf, dass und inwiefern Geschlecht relational ist. Sie verhalten sich nicht nur zu Männlichkeit, sondern insgesamt zur zweigeschlechtlichen Ordnung. Das Konzept der Feminitätsbürde macht dies deutlich, indem es zeigt, dass die Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit zueinander in Beziehung stehen und dass ihre Ordnungslogik jeweils ähnlich gilt.

Hegemonialisierte Weiblichkeit

Die Praxis der weiblichen Ultras verweist demnach auf das Verhältnis zweier aufeinander bezogener Geschlechter. Denn die jungen Frauen bekommen Anerkennung dafür, dass sie angemessen mit der Feminitätsbürde umzugehen wissen und sich im Weiblichkeitskontinuum zwischen dem ‚Mannsweib' und der ‚Tussie' verkörpern. Sie nutzen Ultrapraktiken, um sich als Teil der Gruppe zu generieren und sich zu vergemeinschaften, gleichzeitig verkörpern sie sich als Frau und spielen dadurch im Verhältnis der Geschlechter eine bedeutende Rolle. Sie erkennen die Hegemonie der Männer an, denn *„der Prototyp Ultra ist und bleibt ein Mann, ist ja auch logisch irgendwie" (Protokollauszug; von der Heyde 2018a*), wodurch überhaupt erst die Hegemonie zu einer solchen wird (vgl. Demirović 2008). Dabei adressieren sie als Frauen diesen männlichen Ultra nicht (nur) sexuell, wie das periphere Weiblichkeiten täten. Dennoch muss ihre Weiblichkeitspraxis auch als solche im Sinne der zweigeschlechtlichen Ordnung erkennbar sein. Die weiblichen Ultras bekommen Anerkennung, weil sie es als Frauen in die Männerdomäne geschafft haben, hier wichtige Aufgaben übernehmen, anerkannte Mitglieder sind und gleichzeitig als attraktive junge Frauen wahrgenommen werden (vgl. von der Heyde 2018a: 257ff.). Erst die richtige Verbindung von *doing gender* und *doing ultra* als Praxisarrangement

ermöglicht ihnen diese Sichtbarkeit dauerhaft. Dadurch können sie am besten mit der Feminitätsbürde umgehen und sind somit hegemonialisierend.

Weiblichkeit kann sich kontextabhängig, hier in der Männerdomäne, hegemonialisieren, weil es scheinbar eine Feldspezifik von Hegemonie gibt, wenn nämlich für die angemessene Ultrapraxis Hegemonialisierung vorgesehen ist. Gleichzeitig können Frauen an ebendiesen kontextabhängigen Hegemonien partizipieren, weil Gender selbst kontextabhängig hergestellt wird und immer relational ist.

Erst mit Blick auf die Praktiken kann das sichtbar werden, weil dadurch die Verwicklung von Hegemonie und Männlichkeit gelöst wird und zunächst nur die Praktiken der Akteur*innen in den Vordergrund rücken. Frauen können auch hegemoniale Praktiken verkörpern. Dabei steht die *hegemonialisierte Weiblichkeit* dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit aber nicht entgegen, sondern ergänzt sie, und macht deutlich, dass Geschlecht relational ist. Weiblichkeiten können nicht ohne Männlichkeiten gedacht werden (und umgekehrt), ganz besonders dann nicht, wenn sie sich in einem Kontext bewegen, der männlichkeitszentriert funktioniert, denn Männerdomänen können nur solche sein, wenn sie sich zweigeschlechtlich verorten. Das kann zum einen in homosozialen Männerbünden gipfeln, wenn Frauen durch rigorosen Ausschluss wichtig werden, aber eben auch Möglichkeiten eröffnen, Frauen an den Feldpraktiken und gleichzeitig an den hegemonialen Praktiken teilhaben zu lassen.

Darüber hinaus bedeutet dies umgekehrt, dass das *doing ultra* als Männerdomäne Weiblichkeitspraxis ermöglicht, ohne den Status Männerdomäne zu verlieren, und umgekehrt, Weiblichkeitspraxis ermöglicht gleichsam ein *doing ultra*, ohne dass die Frauen ihren Weiblichkeitsstatus verlieren. Geschlecht ist demnach doppelt relational: Es steht zum einen im Verhältnis zum Kontext, in dem es hervorgebracht wird, und es bleibt zum anderen auch im zweigeschlechtlichen Sinne relational. Damit ist zwar, zumindest wie das Beispiel der Ultrapraxis zeigt, die Hegemonie der Männlichkeit nicht gebrochen, denn

> die Tatsache der Hegemonie setzt zweifellos voraus, daß den Interessen und Tendenzen der Gruppierungen, über welche die Hegemonie ausgeübt werden soll, Rechnung getragen wird, daß sich ein gewisses Gleichgewicht des Kompromisses herausbildet, daß also die führende Gruppe Opfer korporativ-ökonomischer Art bringt, aber es besteht kein Zweifel, daß solche Opfer und ein solcher Kompromiß nicht das Wesentliche betreffen können (Gramsci 1996: 1567).

Die hegemonialisierte Weiblichkeit könnte aber bedeuten, dass Weiblichkeit für Männlichkeit – auch für das Konzept hegemonialer Männlichkeit – eine bedeutendere Rolle spielt, als bloß untergeordnet und/oder betonend zu sein. Hierfür ist wieder die Kontextbedingtheit bedeutsam, denn je nach Qualität der Ultrakompetenz stehen hegemonialisierte Weiblichkeiten über inkompetenten und somit untergeordneten Männlichkeiten und hier explizit inkompetenten männlichen Fußballfans.

Abschluss

Fußball und insbesondere Ultrakultur als Männerdomäne bietet hier den Rahmen, in dem Herstellungsprozesse von Geschlecht(lichkeit) stattfinden. Ihre ultraspezifischen Praktiken bieten den Anlass, sich mit den Geschlechterverhältnissen innerhalb eines solchen männlichkeitszentrierten Rahmens zu beschäftigen. Mit dem theoretischen Ausgangspunkt der hegemonialen Männlichkeit nach Connell (1999) konnte dieser Beitrag diskutieren, ob auch für Weiblichkeiten Hegemonien zugänglich sind und welche Rolle sie im Geschlechterverhältnis übernehmen (können). Mithilfe des praxistheoretischen Blicks ist es möglich, die Verquickung von Männlichkeit und Hegemonie zu lösen, die Entstehung von Hegemonien und die damit verbundene Bedeutung der Praktiken für die Konstruktion von Geschlecht zu rekonstruieren. Dadurch werden die hierarchischen Konstruktionsmechanismen zweigeschlechtlicher Ordnung sichtbar und bieten Perspektiven auf mögliche Veränderungen derselben: nämlich dann, wenn deutlich wird, dass die jungen Frauen durchaus an der Spitze der Gruppe agieren können und somit an allen Gruppenbereichen teilhaben können, weil sie die Regeln des Spiels verstehen und eben Ultra und Frau-Sein gleichzeitig und adäquat in der zweigeschlechtlichen Ordnung verkörpern. Wenn Hegemonie auch das Ergebnis hegemonialer Praxis ist, kann sichtbar gemacht werden, dass sie keine geschlechtliche Praxis ist, sondern erst geschlechtlich wirksam wird, durch Verschränkungen mit anderen Praktiken. Weiblichkeit kann sich hegemonialisieren, wenn Frauen hegemoniale (Feld)Praktiken anwenden und diese mit ihrer Weiblichkeitspraxis vereinbar sind. Das ist vor allem dann möglich, wenn der Kontext, in dem sie handeln, ein von Hegemonie geprägter ist. Gleichzeitig bedeutet es, dass Geschlecht und Hegemonie zusammen hervorgebracht werden, wenn diese kontextbedingt gefordert ist. Dadurch bietet ihnen der Kontext Ultrakultur Praktiken an, um mit der Feminitätsbürde umzugehen und an der feldspezifischen Hegemonie zu partizipieren.

Für das Geschlechterverhältnis und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bedeuten diese Ausführungen, dass Geschlechterbeziehungen, anders als Connell behauptet, nicht nur auf struktureller Ebene angesiedelt sind, denn auch die Geschlechterpraxis konstruiert Verhältnisse und Beziehungen von Geschlecht. Das Konzept Hegemonialer Männlichkeit klammert daher das Geschlechterverhältnis noch zu sehr aus und denkt vom Ergebnis her. Der hegemonialen Männlichkeit stehen in einem zweigeschlechtlichen Verhältnis nicht untergeordnete Weiblichkeiten oder *emphasized femininities* gegenüber, sondern hegemonialisierte Weiblichkeiten. Sie gehören zum relationalen Verhältnis der Geschlechterordnung genauso dazu. Der Blick auf die Feminintätsbürde als Gegenstück zur patriarchalen Dividende macht besonders deutlich, dass Männlichkeit und Weiblichkeit nicht nur unter dem Aspekt der Differenz betrachtet werden dürfen, sondern dass sie in ein Verhältnis eingebettet sind.

Zusammenfassend ist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht unmittelbar auf Weiblichkeit übertragbar, weil Geschlechter relational zueinander stehen und dementsprechend konstruiert werden. Das hat für die Theoretisierung von Geschlecht und Hegemonie zur Folge, dass allein die Konzeption

von Männlichkeiten nicht ausreicht, um Aussagen über das Geschlechterverhältnis zu treffen. Erst der Blick auf Differenzierungen von Weiblichkeit und der damit verbundene Blick auf Zweigeschlechtlichkeit machen deutlich, wie relational auch Hegemonialisierungspraktiken sind. Die Feminitätsbürde ist das konzeptionelle Gegenstück zur patriarchalen Dividende und macht ebendies besonders deutlich.

In diesem Beitrag wurde vor allem die Kontextabhängigkeit von Geschlechterkonstruktionen stark gemacht und mithilfe des Bicks auf die Weiblichkeitskonstruktionen herausgearbeitet. Gleiches würde ebenfalls für Männlichkeiten und ihren Konzeptionen gelten, konnte hier aber nicht ausführlich dargestellt werden. Dabei unterscheidet sich die hier gewählte Sichtweise von der Connells, welche die beschriebene Hegemonie als allgemeingesellschaftliche gültig zu beschreiben scheint. Im Hinblick auf den Sport bleibt für diesen Beitrag zu fragen, ob vielleicht in anderen, angrenzenden Bereichen, Gender als Verhältnis und/oder als Praxis ähnlich rekonstruiert werden kann. Gender, so hat sich gezeigt, wird im Alltag mit anderen alltäglichen Praktiken zusammen hergestellt und muss sich daher mit anderen Herstellungsprozessen verweben.

Korrespondenzadresse

Dr. phil. Judith von der Heyde
Universität Osnabrück, Institut für Erziehungswissenschaft
Heger Tor Wall 9, 49074 Osnabrück
judith.vonderheyde@uni-osnabrueck.de

Anmerkungen

1 Dieses betrifft sowohl die Sportart selbst, was sichtbar wird, wenn Fußball plötzlich zum ‚Frauenfußball' wird. Dies betrifft ebenfalls die politischen und ökonomischen Aspekte der Sportart, wenn zum Beispiel eine Frau, die für den Vorstand eines Clubs in der Männerbundesliga kandidiert, im Interview mit einer großen deutschen Tageszeitung am 11.1.2018 gefragt wird, was sie denn ‚als Frau' von Fußball verstehe. Quelle: <bild.de https://www.bild.de/sport/fussball/mainz-05/ich-will-erste-bundesliga-chefin-werden-54446626.bild.html> (Zugriff 15.05.2019).

2 Hearn (2013) spricht sogar von der Hegemonie der Männer und verweist darauf, dass der Blick auf Männlichkeiten allein Gefahr birgt, Männer zu naturalisieren. Darüber hinaus macht er mit seinem Konzept deutlich, dass Männer die gesellschaftliche Dominanz besitzen. Durch diesen Blickwinkel wird Hegemonie als soziale Kategorie sichtbarer, weil sie an die Person, an ihren Körper gebunden ist. Gleichzeitig wird dadurch aber auch auf ein besonderes Problem der Beschreibungen und Deutung der Konstruktionsprozesse von Geschlecht durch die Geschlechterforschung sichtbar: von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) wird automatisch und nahezu reflexhaft auf Männer und Frauen geschlossen, wodurch sich Ausgangs- und Endpunkt miteinander vermischen und die Analyse verkürzt wird. Auch in den theoretischen und empirischen Analysen dieses Beitrags ist der Weg von Weiblichkeit zum Frau-Sein nicht explizit ausformuliert. Ich möchte aber an dieser Stelle darauf hinweisen, dass die hier eingenommene Position praxistheoretischer Sichtweisen auf Geschlechtlichkeit dieses leisten kann. Denn alle Praktiken, die ausgeführt werden, werden erst in besonderem Zusammenspiel zu geschlechtlichen Praktiken (vgl. von der Heyde 2019).

3 Diese Praxisordnung habe ich bereits an anderer Stelle ausführlich vorgestellt (von der Heyde 2018a: 46; von der Heyde 2018b; vgl. auch: vgl. Schatzki 2016: 33).

4 Ich verzichte aus Platzgründen an dieser Stelle darauf, noch weiter auf die Ultrakultur, deren Entstehungsgeschichte und das doing ultra einzugehen. Zur Konstitution von Ultrakultur siehe Kathöfer /Kotthaus 2013, zu ihrer Geschichte Gabler 2011, zur Ultrakultur als Subkultur Duttler/Haigis 2016 und zur Ultrapraxis und doing ultra von der Heyde 2018a.

5 Im Sinne Strauß/Corbins stellt sie eine Konsequenz des Phänomens (doing female ultra) dar (vgl. Strauß/Corbin 1996; von der Heyde 2018a).

6 In der Dissertation selbst war das Vorgehen aufgrund der Grounded Theory Methodology ein anderes: Die Theorie mittlerer Reichweite wurde aus den Daten entwickelt und ließ sich vollständig an diese zurückbinden.

7 Zentrale Aspekte dieses doing ultra sind Mobilität, Support, hegemoniale Differenzierung und individualisierte Gemeinschaft (vgl. von der Heyde 2018a). Mobilität verweist als Kategorie darauf, dass das doing ultra sowohl unterwegs stattfindet als auch eine Praxis ist, die körperlich anspruchsvoll ist, Support hingegen auf das zentrale Thema der jugendkulturellen Szene, nämlich die bedingungslose Unterstützung des Teams (wozu wiederum auch die Mobilität gehört). Hegemoniale Differenzierung verweist auf die hierarchisierende Praxis der Ultras, sich selbst für bessere Fans zu halten als andere Fans im Stadion, und abschließend deutet die individualisierte Gemeinschaft darauf hin, dass Ultrakultur sich sowohl durch die

Vergemeinschaftung der Mitglieder, als auch durch eine sehr individualisierte Ausgestaltung dieser auszeichnet.

8 Die Möglichkeiten der Partizipation, die Praxismöglichkeiten für die weiblichen Mitglieder sind noch durchaus vielfältiger. Aufgrund des Fokus dieses Beitrags beschränke ich mir hier auf diesen Teil der Ultrapraxis (vgl. von der Heyde 2018a).

Literatur

Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft. In: Dölling, I./ Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 153-217.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/ Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Connell, Robert W. (1987): Gender and power. Society, the person, and sexual politics. Stanford: University Press.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09604-7.

Connell, Raewyn W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Re-thinking the Concept. In: Gender & Society 19,6, S. 829-859. https://doi.org/10.1177/0891243205278639.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80567-6.

Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Buchen, S./Helfferich, C./ Maier, M. S. (Hrsg.): Gender methodologisch. Wiesbaden: VS, S. 107-122. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80587-4_8.

Demirović, Alex (2008): Neoliberalismus und Hegemonie. In: Butterwegge C./ Lösch B./Ptak R. (Hrsg.): Neoliberalismus. Wiesbaden: VS, S. 17-33. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90899-1_2.

Duttler, Gabriel/Haigis, Boris (Hrsg.) (2016): Ultras. Eine Fankultur im Spannungsfeld unterschiedlicher Subkulturen. Bielefeld: transcript.

Gabler, Jonas (2011): Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland. Köln: PapyRossa.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.

Gramsci, Antonio (1996): Gefängnishefte. Band 7. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug/ Klaus Bochmann, Berlin/Hamburg: Argument-Verlag.

Grenz, Frauke (2018): „Das muß ihr als Frau erstmal eine oder einer nachmachen!“ Sind Angela Merkel und Ségolène Royal Beispiele für hegemoniale Weiblichkeit? In: Antje Langer, A./Mahs, C./Rendtorff, B. (Hrsg.): Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung Opladen: Budrich, S. 69-83. https://doi.org/10.3224/jfgfe.v14i1.05.

Hearn, Jeff (2013): Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität. In: Lutz, H./Herrera Viva, M./Supik, L. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Wiesbaden: VS Verlag, S. 105-124. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19550-6_6.

von der Heyde, Judith (2018a): Doing Gender als Ultra – Doing Ultra als Frau. Weiblichkeitspraxis in der Ultrakultur. Eine Ethnographie. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

von der Heyde, Judith (2018b): „Du arrangierst dich halt“ – Weiblichkeitspraxis im männlichen Raum. In: Onnen, C./

Rode-Breymann, S. (Hrsg.): Zum Selbstverständnis der Gender Studies. Technik – Raum – Bildung. Opladen: Budrich, S. 135-154.

von der Heyde, Judith (2019 i.E.): Geschlecht als Gegenstand praxeographischer Forschung: Gender ist praktisch. In: Kubandt, M/Schütz, J. (Hrsg.): „Gerne Geschlecht?!" – Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Budrich.

Hirschauer, Stefan (2014): Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript, S. 43-67.

Kathöfer, Sven/ Kotthaus, Jochem (Hrsg.): Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Krane, Vikki (2001): We Can Be Athletic and Feminine, But Do We Want To? Challenging Hegemonic Femininity in Women's Sport. In: Quest 53, 1, S. 115-133. https://doi.org/10.1080/00336297.2001.10491733.

Lefevbre, Henri (1991): The Production of Space. USA: Blackwell.

Marwick, Alice (2010): There's a Beautiful Girl Under All of This: Performing Hegemonic Femininity in Reality Television. In: Critical Studies in Media Communication 27, 3, S. 251-266. https://doi.org/10.1080/15295030903583515.

Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen Wissen Ethik 21, 3, S. 325-336.

Pfister, Gertrud/Fasting, Kari/Scraton, Sheila/Bunuel, Ana (2001): Frauensport im internationalen Vergleich. Erfahrungen und erste Ergebnisse aus einem empirischen Forschungsprojekt. In: Heinemann, K./Braun, S. (Hrsg.): Sport und Gesellschaften. Schorndorf: Hofmann, S. 229-256.

Pope, Stacey (2012): "The Love of My Life". The Meaning and Importance of Sport for Female Fans. In: Journal of Sport & Social Issues 37, 2, S. 1-20.

Pyke, Karen D./Johnson, Denise L. (2003). Asian American women and racialized femininities: 'Doing' gender across cultural worlds. In: Gender and Society 17, 1, S. 33-53. https://doi.org/10.1177/0891243202238977.

Schippers, Mimi (2007): Recovering the feminine other. Masculinity, femininity, and gender hegemony. In: Theory and Society 36,1, S. 85-102. https://doi.org/10.1007/s11186-007-9022-4.

Schatzki, Theodore R. (2016): Praxistheorie als flache Ontologie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript, S. 29-44. https://doi.org/10.14361/9783839424049-002.

Scholz, Sylka (2010): Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! In: Erwägen Wissen Ethik 2010/3, S. 396-398.

Selmer, Nicole (2004): Watching the boys play. Frauen als Fußballfans. Kassel: Agon-Sportverlag.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.

Stückler, Andreas (2013): Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. In: GENDER 2013/3, S. 114-130.

Sülzle, Almut (2011): Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock. Frankfurt/M.: Campus.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender &

Society 1, 2, S. 125-151. https://doi.org/10.1177/0891243287001002002.
Winands, Martin (2015): Interaktionen von Fußballfans. Wiesbaden: VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09080-7.